

PREDIGT ZU „HIOB“ (von Koen Tachelet nach Joseph Roth)

Sonntag, 14. November 2010, Apostelkirche Münster

Liebe Gemeinde,

Gott sei Dank gibt es in der Bibel das Buch Hiob. Denn es ist ein Buch, das entscheidende Fragen unseres Lebens und Glaubens nicht beantwortet, sondern offen hält – schmerzhaft, ärgerlich, skandalös offen hält. Z.B. die Frage nach dem Sinn von Leiden. Oder die Frage: Wer ist Gott? Oder besser: Wie ist Gott? Es gibt andere Texte der Bibel, die geben Antworten: kluge, weise, tiefgründige Antworten. Das Buch Hiob ringt von Anfang bis Ende um die Antworten – und, ehrlich gesagt, es findet keine, jedenfalls keine, bei denen ich mich als Leser oder Hörer zurücklehnen kann und sagen: Jetzt ist es mir klar, warum guten Menschen Böses widerfährt. Oder: jetzt weiß ich endgültig, dass es einen lieben Gott gibt. Nein, Hiob wirft die Fragen auf und hält sie offen, auf die wir Menschen wohl niemals eine fertige Antwort finden werden. Vielleicht ist es deshalb eines der bekanntesten und geachtetsten Bücher der Bibel. Ein Stück Weltliteratur, sagt man, auch außerhalb der frommen Welt. Und viele große Geister haben dieses Buch, haben diesen Stoff immer wieder aufgegriffen, befragt und variiert: Goethe, Kafka, C.G. Jung und eben auch Joseph Roth mit seinem 1930 veröffentlichten gleichnamigen Roman, der 2008 von dem niederländischen Dramaturgen und Autor Koen Tachelet auf die Theaterbühne gebracht wurde.

Viel, sehr viel, verbindet den Roman und das Bühnenstück mit dem alten Buch der Bibel: Mendel Singer ist wie Hiob ein frommer, ein gerechter jüdischer Mann. Die Verhältnisse sind im Stück anfangs nicht so prächtig wie beim biblischen Hiob. Aber die jüdische Welt dort im alten ost-galizischen Shtetl ist noch heil – Mendel hat wie Hiob eine Familie, eine Frau und 3 gesunde Kinder, und er ist Lehrer. Doch dann bricht das Unheil ein, im Stück mit der Geburt des 4. Kindes Menuchim, das krank ist, epileptisch. Und es beginnt das Hadern mit diesem Unglück. Weiteres Unglück folgt, wie im biblischen Buch: der älteste Sohn Jonas muss als Soldat in den Krieg, der andere Sohn Schemarjah wandert

aus nach Amerika, die Tochter Mirjam gibt sich Nacht für Nacht mit Kosaken ab, und Menuchim wird nicht gesund.

Aber dann kommt ein neues Motiv im Roman und im Stück, das wir beim biblischen Hiob so nicht finden: das Motiv der Emigration, der Auswanderung und der Integration oder Assimilation. Damit Mirjam nicht total verlottert unter den Kosaken, entschließt sich die Familie, zu ihrem jüngeren Sohn nach Amerika auszuwandern. Allerdings müssen sie Menuchim zurücklassen, denn als Behinderter hätte er keine Aufenthaltsgenehmigung in Amerika bekommen. Sie tun es schweren Herzens. Und dann sehen wir im Roman wie auf der Bühne anschaulichst die Probleme einer Familie, die ihre Heimat verlässt und aufbricht in ein vermeintlich gelobtes Land. Mendels Frau sagt anfangs: „Russland ist ein trauriges Land. Amerika ist ein fröhliches, ein freies Land.“ Es dauert nicht lang, da revidiert sie diese Sicht und sagt: „Amerika ist keine neue Welt. Amerika ist nur etwas größer.“ Und sie erleben, was bis heute Menschen erleben, wenn sie auswandern aus einer in eine andere Welt: Die Jungen fliehen aus dem Alten und stürzen sich oft besinnungslos auf das Neue, und die Alten fühlen sich enturzelt und heimatlos, und es zerreißt die Familien. Das gibt es bei Juden aus Russland, bei Aussiedlern, bei Türken, das gibt es überall. Da hat nun bei uns in Deutschland ein Zauberwort ein anderes abgelöst: statt „Multikulti“ – das war gestern, heißt es nun „Integration“. Die Fremden müssen sich nur geschickt integrieren, dann gibt es keine Probleme – sagen die Daheimgebliebenen und Hier-immer-schon-Gewesenen! Dass Integration eine schwierige, schmerzhaft, zutiefst verunsichernde Infragestellung von gewachsener, aus uralter Tradition geprägter Identität ist, das kann man einigen wenigen Sätzen Mendel Singers entnehmen, als er in Amerika gelandet ist, und z.B. sagt: „Ich bin zu trge für Amerika. – Amerika zerbricht mich!“ Interessanterweise überspringt der in Deutschland lebende Jude Joseph Roth in seinem Roman das Land, in dem er versucht hat, sich zu integrieren als erfolgreicher Journalist und Autor – er lässt im Roman die Familie Singer zwar in Bremen einschiffen, aber eben gleich nach Amerika ausziehen. Deutschland wird übersprungen. Denn als er seinen Roman schrieb, war schon mehr als absehbar, dass in Deutschland das Problem des Zusammenlebens unterschiedlicher Menschen, Deutscher und Fremder, Nichtjuden und Juden einer Katastrophe entgegensteuerte. Wir haben uns in dieser Woche am 9. November wieder schmerzhaft daran erinnert: Deutschland sollte damals eine

ganz spezielle „Lösung“ eine „Endlösung“ für die Problematik von Inkulturation und Integration finden, nämlich die massenhafte Vertreibung und Ermordung nahezu aller Juden und vieler Fremder und Andersdenkender. Vielleicht sollten wir uns in diesen Zeiten klar machen, dass gerade die deutschen Juden absolut integriert waren als deutsche Bürger, Soldaten, Wissenschaftler, Literaten, Künstler, Politiker. Es wäre absurd gewesen, von ihnen Integration zu fordern, und dennoch oder gerade deshalb sind sie verfolgt, vertrieben und ermordet worden. Joseph Roth gehörte zu ihnen, er ist 1933 emigriert und hat sich 1939 zu Tode getrunken. Integration ist notwendig, um sprachlich und gesellschaftlich wirklich in Kontakt miteinander zu kommen. Aber noch viel wichtiger ist und bleibt das Aushalten von Unterschiedlichkeit und der grundlegende Respekt vor anders denkenden und lebenden Menschen. Und das Verständnis für die Schwierigkeiten derjenigen, die sich in einer fremden Welt zurecht finden wollen und müssen. Ich habe es so oft von unseren russlanddeutschen Mitbürgern und –christen gehört, die sagen: „In Russland waren wir die Deutschen, und in Deutschland sind wir die Russen.“

In Amerika setzt sich das Unglück der Familie Singer fort: Auch der zweite Sohn zieht, er für Amerika, in den Krieg und fällt. Die Tochter wird verrückt, und Mendels Frau Deborah stirbt vor Kummer. Da zerbricht etwas in Mendel Singer, was bis dahin unerschütterlich das Zentrum seines Lebens gewesen war: Da zerbricht sein Glaube. Und er verbrennt seine frommen Utensilien, aber eigentlich will er seinen Gott verbrennen, von dem er nun sagt: „Ich verfluche Gott. Der Teufel ist gütiger als Gott.“ Es ist ein eindrückliches Bild auf der Bühne. Von Anfang an ist ein Stern, der Davidsstern im Mittelpunkt des Bühnenbodens. In Amerika verwandelt er sich in einen leuchtenden Neon-Stern: Stars and stripes. Und nun, am Tiefpunkt, steht Mendel Singer mitten in diesem Stern in Flammen und will Gott verbrennen. Freunde kommen und löschen das Feuer und wollen ihn herausholen aus seinem Tief. Sie schelten ihn, dass er Gott verbrennen will, sie argumentieren, dass Gottes Schläge sicher einen verborgenen Sinn haben, sie werfen ihm vor, dass er seinen Sohn Menuchim verlassen hat – vielleicht wird er deshalb nun so bestraft ... Mendel Singer aber wendet sich ab von seinem Gott. Und er wendet sich den Menschen zu, lebt bei seinen Freunden und geht jedem, der ihn bittet, zur Hand. Nur beten tut er nicht mehr. Und irgendwann fällt ihm eine Schallplatte in die Hände mit einem wunderschönen jüdischen Lied, das ihn sehr anrührt.

Dieses Lied heißt „Menuchims Lied“. Und wieder etwas später taucht ein Fremder auf, der ihn sucht. Er hat den gleichen Nachnamen wie seine verstorbene Frau und ist ein berühmter russischer Musiker, gerade auf Amerikatournee, und er hat dieses Lied geschrieben, und es stellt sich heraus, es ist sein kleiner Sohn Menuchim, doch noch geheilt und berühmt geworden. Er nimmt seinen Vater mit sich, der neu zum Leben erwacht, und seine letzten Worte im Stück sind: „Morgen möchte ich spazieren gehen. Ich möchte die Welt begrüßen!“

Ähnlich wie das alte Buch Hiob enden auch Roman und Theaterstück einigermaßen märchenhaft mit einem wahrhaftigen „Happy end“. Im Stück ist Menuchim eine sehr zentrale Figur, einige deuten ihn als eine Art „Messias“. Schon zu Beginn hängt er in einer Schaukel im Zentrum der Bühne direkt über dem Davidsstern. Und wird von seinen Eltern geschaukelt, von seinen Geschwistern geärgert. Und durch viel Leid und Schmerz und Tränen hindurch taucht er am Ende wieder auf als versöhnende und rettende Figur. Mendel wirft sich selber zwischendurch vor: „Wir haben nicht genug geliebt, wir hätten in Russland bei Menuchim bleiben sollen!“ Aber in einer Szene, noch in Russland, versuchte Mendel, der Vater, seinen Sohn Menuchim zu einer Reaktion zu bringen: während Menuchim auf seine frommen Worte nicht reagiert, wendet er sich aber sofort dem Vater zu, als er mit einem Löffel an ein Teeglas schlägt. Menuchim reagiert auf Klang. Und wird später, als er geheilt ist, ein Musiker. Zumindest steht Menuchim für einen Juden, der seine Wurzeln nicht kappt, sondern aus ihnen heraus auch in der Neuen Welt etwas Neues und Anerkanntes schafft. Gelungene Integration. Und der Glaube?

Am Anfang, wie gesagt, war Mendel Singer ein frommer, gerechter Jude, er hatte einen festen Glauben. Immer wieder zitiert er in schwierigen Situationen fromme Sätze. Aber seine frommen Sätze gehen an der Realität vorbei. Seine Frau bringt es auf den Punkt, als sie ihm vorwirft: „Immer weißt du die falschen Sätze auswendig!“ Wieviele Pfarrfrauen haben das wohl schon zu ihren Männern gesagt ... Solche Sätze sind nicht an und für sich falsch, sie entstammen allesamt der frommen Tradition, aber sie helfen nicht, im Gegenteil. Z.B. weigert sich Mendel mit Verweis auf die jüdische Tradition, den kranken Menuchim von einem Arzt behandeln zu lassen. Erst als die Familie in Amerika ist, wird ein Arzt von sich aus auf Menuchim aufmerksam und bringt ihm durch seine Behandlung die Heilung ... Dieser buchstabentreue, starre

Glaube zerbricht am Ende, er verbrennt im Feuer. Und erst durch diese zutiefst erschütternde und verunsichernde Erfahrung lernt Mendel Singer, sich einmal ganz einfach nur den Menschen und der Welt zuzuwenden, indem er zunächst den Freunden zur Hand geht ganz ohne Beten und dann, beglückt durch das in diesem Fall schulmedizinisch unterstützte Wunder der Wiederbegegnung mit seinem geheilten Sohn zu sagen: „Ich möchte die Welt begrüßen.“ Liebe Gemeinde, wir brauchen einen Glauben, der sich nicht immunisiert gegen die vermeintlich böse Welt, sondern der die Welt begrüßt und die Menschen sieht so, wie sie sind und mit dem, was sie brauchen.

Auch im biblischen Buch Hiob kommt ein Glaube an seine Grenzen. Der Satan sagt am Anfang zu Gott: „Meinst du, dass Hiob dich umsonst fürchtet? Du hast ihn doch bislang so geschützt und gesegnet. Aber strecke deine Hand aus und taste alles an, was er hat: Er wird dir ins Angesicht absagen.“ Der Satan unterstellt bei Hiob einen berechnenden Glauben. Und tatsächlich, liebe Gemeinde, das ist eine große Versuchung, gerade für uns Fromme! Hiobs Frau hat diesen berechnenden Glauben und hält dabei zu ihrem Mann und stellt sich gegen Gott und sagt, so wie der Satan es geahnt hat: „Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Sage Gott ab und stirb!“ Die Freunde, die Hiob besuchen, haben auch diesen berechnenden Glauben. Sie halten zu Gott und stellen sich gegen Hiob und sagen: „Na, irgendwas musst du doch verbochen haben. Gott straft niemanden ohne Grund. Rück raus mit der Sprache ... Was ist deine Sünde?“ In Klammern: Auch zu Martin Luthers Zeiten predigte die Kirche einen solch berechnenden Glauben und verdiente dabei nicht schlecht daran. Denn sie behauptete z.B., man könne sich von seinen Sünden loskaufen. Luther wusste: Dieser Glaube führt nicht zu Gott, dieser Glaube ist vom Teufel! Satan kennt nur diesen berechnenden Glauben, er kennt keinen anderen. Glauben ist aber kein Handel.

Hiob hingegen hadert, klagt, jammert und schreit. Und am Ende sagt Gott zu den Freunden: „Mein Zorn ist entbrannt gegen euch, denn ihr habt nicht recht zu mir gesprochen so wie mein Knecht Hiob!“ Die Freunde hatten nämlich gar nicht zu Gott gesprochen, sondern immer nur über Gott, klug und weise, aber falsch. Weil ihr Glaube war in Wirklichkeit ein sehr menschliches Erklärungssystem, das so funktioniert wie unsere Wirtschaft oder wie unsere Rechtsprechung. Wie du mir, so ich dir. Gott lässt sich aber nicht einsperren in ein noch so vernünftiges menschliches Ordnungs- und Erklärungssystem.

Vielleicht ist das der Hintergrund der merkwürdigen Gottesrede im Buch Hiob, die Gott als Schöpfer vorstellt, wobei vom Menschen überhaupt nicht die Rede ist. Hiob aber lässt sich in seiner ganzen Not am Ende erreichen und berühren von diesem Gott und sagt: „Ich hatte von dir nur vom Hörensagen gehört; aber nun hat mein Auge dich gesehen!“ Der fromme, überlieferte, buchstabentreue Glaube wird zerbrochen, und Hiob findet zu einer wirklichen Gottesbegegnung, ja einer Gottesschau: „Nun aber hat mein Auge dich gesehen!“ Liebe Gemeinde, wie viele Menschen sind schon an einem nur frommen, überlieferten, buchstabentreuen Glauben zerbrochen. Da ist es allemal besser, wenn nicht der Mensch, sondern wenn dieser Glaube zerbricht. Wir wissen durch zahlreiche empirische Untersuchungen, dass ein bloß äußerlich, vielleicht mit viel Druck anezogener Glaube, ein Glaube vom Hörensagen, der nur äußerlich befolgt wird, dass ein solcher Glaube eher krank macht, depressiv. Und diese Untersuchungen zeigen andererseits, dass ein von innen, vom Herzen gelebter Glaube wirklich Heilkräfte hat. Liebe Gemeinde, auch die so verständliche Frage vieler kranker Menschen: „Warum ich?! Wofür straft mich Gott mit dieser Krankheit, mit diesem Leiden?“ beruht auf einem berechnenden Glauben und einem buchhalterisch-strafenden Gottesbild. Ich hoffe und bete immer, dass Menschen, die sich in ihrer Not diese Fragen stellen, auf die sie eigentlich nie eine hilfreiche Antwort finden, zu einem anderen Glauben durchbrechen können. Das ist ein Glaube, der das Leid nicht verhindern kann, aber der uns sagt wie das Buch Hiob und auch das Theaterstück: Es lohnt sich, das Leid durchzustehen. Es lohnt sich, auch im Elend und Ungewissen weiter zu hoffen. Und es gibt einen Glauben, der nicht von außen unser Inneres beherrscht, sondern der von innen nach außen die Welt begrüßt, wahrnimmt und verändert. Und es gibt einen Gott, der uns immer fremd bleiben wird, weil er in keines unserer vertrauten menschlichen Erklärungs-, Berechnungs- und Ordnungssysteme passt, der uns aber begegnen will und für uns da ist, wenn wir mit ihm sprechen, mit ihm hadern oder vor ihm schweigen. Das Buch und das Theaterstück Hiob geben uns keine Antworten auf die Fragen: „Welchen Sinn hat das Leid?“ und „Wie ist Gott?“ aber sie ermutigen uns, in Kontakt zu bleiben mit der Welt und mit Gott, nicht so, wie wir sie uns wünschen und vorstellen, sondern so, wie Welt und Gott uns begegnen. Amen.

Thomas Groll